

Nr. 243 — **Bydgoszcz / Bromberg, 22. Oktober** — **1937**

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(15. Fortsetzung.) ———

Brita war noch nie bei Grupins gewesen, aber sie kann sich vorstellen, daß sie es sehr eng haben. Mit acht Kindern. Und da nimmt Natascha noch Wäsche und Flickarbeit von anderen Leuten mit nach Hause. Natascha läßt sich nicht unterkriegen, aber sie ist zu bedauern, sie lebt nur für die Kinder, aber was soll denn aus denen einmal werden?

„Sergej verdient doch ganz schön?"

Sergej ist Nataschas ältester Sohn, er ist zweiundzwanzig Jahre alt und hat am Hafen eine Beschäftigung.

„Sergej bringt Geld, nicht viel, aber es reicht zu etwas Zucker. Im Frühjahr, wenn die Wege besser sind, will er nach Leningrad. Hier ist nichts mehr zu machen und jeder kennt seinen Vater."

Brita hatte schon oft versucht, Axel zu überreden, den ältesten Kindern Nataschas irgendeine Arbeit zu besorgen, aber umsonst. Lundström konnte nichts daran ändern, obwohl er selbst eine einflußreiche Stellung in den Elektrizitätswerken und auch in der Verwaltung gehabt hatte. Da waren noch einige untergeordnete Leute, die hatten über die Besetzung der Stellen, auch der ganz gewöhnlichen und gerade eigentlich dieser, der niederen Arbeiten, über deren Vergebung sich die hohen Beamten gar nicht kümmerten, sehr viel zu sagen, und da sagten sie es eben auch. Nach oben hatten sie ja doch keinen Einfluß, um so mehr nützen sie den aus, den sie wirklich hatten. Und da konnten sie in ihrem Bereich mit den kleinen Leuten machen, was sie wollten. Wenn Lundström wirklich einmal, er war ja schließlich der Leiter der Werke gewesen, irgendeinen Arbeiter unterbringen wollte, dann hieß es einfach: warum denn? Wir sind ja genug. Und wenn er ihnen erklärte und bewies, daß das gar nicht der Fall sei, dann sagten die Werkmeister: wir werden uns in der nächsten Sitzung damit beschäftigen. Das konnten jetzt Russen oder Finnen sein, da hielten sie zusammen, sie ließen niemand an ihre Arbeitsstellen heran. Als aber die Finnen in der letzten Zeit auch herausgedrängt wurden, da bereuten sie ihr eigenes Vorgehen, da verfluchten sie die Solidarität, und da lachten jetzt die Russen nur.

Also, mit Sergej und den anderen war einfach gar nichts zu machen, sie sollten sehen, wie sie sich ihr Brot zusammenkratzten. Man konnte der Familie gelegentlich unter die Arme greifen. Natascha verdiente das wirklich, aber es waren noch so viele andere Familien da, die in der gleichen oder in einer ähnlichen Lage waren, daß man sich natürlich an einer allein nicht ganz ausgeben konnte.

Außerdem war es gefährlich, diese Leute zu unterstützen, man mußte da sehr vorsichtig sein. Axel gäbe lieber im Verborgenen einige Rubel mehr, wenn Natascha nicht so oft ins Haus käme. Aber das will nun weder Natascha noch Brita. Natascha sagt, sie ließe sich nichts schenken, was sie bekäme, das möchte sie verdienen, wenn es nun doch schon so sei, und man mußte wirklich Respekt vor ihr haben, sie war ja schließlich eine Russin und noch dazu aus einem gebildeten Haus — es gab noch viele solcher Frauen in Petrosavodsk, aber nicht alle suchten sich solche Arbeit. Zuerst waren sie zu stolz dazu gewesen, nachher waren sie zu schwach und kleideten diese rein körperliche Schwäche, jetzt war es ja doch gleichgültig, wiederum in einen nun ganz übertriebenen Stolz. Denen war nun auf keinen Fall zu helfen, man durfte noch nicht einmal die Stirne in Falten legen, wenn man sah, wie sie verhungerten oder abgeschleppt wurden. Brita sprach auch oft über diese Frauen mit Natascha und hatte früher gesagt, sie seien selbst an diesem Schicksal schuld. Aber auch diese Frauen wurden von Natascha verteidigt, Natascha verteidigte einfach alle Menschen, denen es schlecht ging, ob das nun Russen waren oder Finnen und Rote oder „Alte", sie verteidigte ja auch ihren Mann, wenn sie zu Hause auch manche Auftritte mit ihm hatte.

Brita bewunderte diese Natascha, die sich einfach nicht unterkriegen ließ. Es wäre noch zu verstehen gewesen, wenn ihre Arbeit und ihre Aufopferung eine Überbrückung einer zeitlich begrenzten Notlage gewesen wäre, aber das war es ja gar nicht — es war doch alles, auch für die Kinder, vollkommen aussichtslos. Und für diese Aussichtslosigkeit zerschand diese Frau ihre Hände und ihr Herz. Für eine aussichtslose Zukunft der Kinder. Aber eben für die Kinder.

Brita hatte zu Beginn ihrer Schwangerschaft oft gedacht: das ist also dann das Gefühl, wenn man Mutter ist. Daß man nur noch für dieses Wesen da ist, das man im Schoß getragen hat. Nur mehr für ein solches Wesen lebt und arbeitet und sich abschindet. Selbst wenn man weiß, daß das ganze Dasein nur eine Kette von Aussichtslosigkeiten ist, zusammengesetzt aus den zählbaren, gerade dann erst recht zählbaren, Stunden und Minuten des Hungers und der Not. Aber Natascha will gar nichts von dieser Aussichtslosigkeit wissen, sie glaubt fest daran, daß es den Kindern einmal doch wieder besser gehen wird. Dieser Glaube ist schon beinahe nicht mehr normal. Aber Brita dachte dann wieder: so wird es also sein, wenn man erst ein Kind hat. Diesen Glauben kann man sich vorher gar nicht vorstellen, man wird einfach zu ihm verwandelt, man wird — und das ist eben diese rätselhafte Verwandlung — einfach Mutter. Das Leben hat dann einen ganz anderen Sinn.

Gerade deshalb, weil sie an Natascha in der körperlichsten Wirklichkeit sehen konnte, was dies eigentlich ist, dieses Muttersein, gerade deshalb ließ sie diese Frau jetzt mehr als vorher zu sich kommen und bei ihr arbeiten. Da konnte Axel sagen, was er wollte, in dieser Frage gab Brita einfach nicht nach. Sie hatte schon lange aufgehört, sich auch in anderen Fragen nach dem zu richten, was Axel Doktrinen und, wenn er ganz eindringlich sein wollte, Verordnungen nannte. Er sähe doch, wieweit er mit seinen Doktrinen gekommen sei. Die beiden verstanden sich nicht mehr gut in der letzten Zeit, obwohl Brita merken konnte, daß Axel

ihre Ansichten im Stillen billigte und nur die „Niederlage", wie sie alles nannte, was in den letzten Jahren auf sie und ihre ganze Umgebung eingestürmt war, nicht zugeben wollte.

„Jetzt riecht es wieder schön gescheuert, der Geruch ist ja gerade nicht gut, aber erfrischend", sagt Brita und lehnt ihren Arm auf den Tisch.

„So muß es sein, wenn ein Kind kommt. So soll es wenigstens sein. Und bei dir kann man das wenigstens noch machen, du hast Platz. Bei mir ginge das gar nicht mehr oder höchstens im Sommer, wo man die alten Möbel in den Hof stellen kann so lange."

Natascha steht auf und windet den Putzlumpen aus. Dann deutet sie mit dem Daumen der linken Hand über ihre Schulter auf die andere Seite des Flures und sagt: „Eigentlich könnte ich ihr Zimmer auch gerade noch sauber machen, ich bin gerade so richtig in der Arbeit drin."

„Nein, auf keinen Fall!" Das klingt geradezu schneidend, klingt voller Haß und Unversöhnlichkeit.

„Zahlt sie nicht?"

„Doch. Das würde gerade noch fehlen. Da würde ich ihre Sachen auf den Hof hinauswerfen, so wahr ich hier sitze. Da könnte dann kommen, was wollte."

„Was macht sie denn eigentlich hier?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie ist oft mit dem Pottojev zusammen, sagt Michael."

„Das wäre noch nicht so schlimm."

„Warum? Wo ist sie sonst?"

Natascha steht unter der Türschwelle, den ausgewundenen Putzlumpen noch in beiden Händen, ihre großen Augen sehen fragend auf Brita. Nataschas Gesicht sieht immer ruhig und zufrieden aus, wenn sie mit der Arbeit fertig ist.

„Bei Wontzov."

„Bei Wontzov? Der voriges Jahr als Chef der —"

„— staatspolitischen Verwaltung hierher gekommen ist. Ja bei Wontzov."

„Bei Wontzov? Natascha läßt den Zipfel des Putzlumpens auf die Erde gleiten.

„Das hat mir Michael noch gar nicht gesagt."

„Das hätte er aber wissen müssen, wenn sogar ich es weiß. Sie hat ja schon am ersten Tag, als sie nach Petrosawodsk kam im September, sozusagen einen Antrittsbesuch bei ihm gemacht, sie hat sich sogar nicht geschämt, als sie wieder aus seinem Hause herauskam, noch recht lange unter dem Tore stehen zu bleiben, sich recht umständlich die Handschuhe anzuziehen, damit nur alle Leute wissen, mit was für einer sie es zu tun haben. Nun, ich weiß es."

„Das muß ich aber Michael sagen, der weiß das gar nicht, er hat schon oft mit ihr gesprochen, wenn er sie zusammen mit Pottojev getroffen hat."

Natascha geht an den Tisch heran, es liegt keine Decke darauf, und setzt sich Brita gegenüber. In ihrem Gesicht ist Angst. „Da muß man aber vorsichtig sein."

„Vorsichtig — pah. Ich sage jetzt, was ich mir denke, ich habe vor keinem Menschen mehr Angst. Viel schlimmer kann es nicht mehr werden."

„Schlimmer? Du hast es doch gut. Du hast ein Zimmer und eine Küche und dein Mann verdient, jetzt bekommst du ein Kind — was willst du denn noch mehr?"

„Verdient! Ja, verdient! Immer weniger, immer weniger, aber darauf kommt es noch nicht einmal an. Du bist hier geboren und aufgewachsen, du kannst das nicht verstehen."

„Ich habe schon lange gemerkt, daß du Heimweh hast."

„Heimweh? Nein, das ist kein Heimweh, das ist etwas anderes, das ist noch viel mehr, aber das kann ich dir nicht sagen. „Ein schmerzliches Lächeln geht über Britas Gesicht. „Aber du kannst es vielleicht verstehen, wenn du dir dieses Frauenzimmer ansiehst — schämt sich nicht, in den schönsten Kleidern hier in der Stadt herumzugehen, mit diesen Schweinen wie Pottojev und Wontzov schön zu tun, während die Menschen nicht nur arm, das wäre noch nicht das Schlimmste, sondern sogar scheu herumlaufen müssen. Die aber will von nichts wissen, die weiß nicht, wie die Fäuste hinter ihr geballt werden, und wenn sie es weiß, braucht sie ja nur ein Wort zu Wontzov zu sagen, und dann werden diese Fäuste schön geglättet. Es ist eine Schande — ist es nicht genug, daß sich die Männer gegenseitig zerfleischen? Müssen solche Frauenzimmer auch noch dazu helfen? Und man weiß ja, wie sie es machen! Das ist dann das Land der Menschenwürde!"

„Pst!"

„So ist es doch! Du bist eigentlich noch glücklich daran, denn du hast das ja alles gar nicht mitgemacht. Natascha, du hast nicht gehofft, und gejubelt und deine ganze Leidenschaft einer Sache gewidmet, von der du dir, wenn auch nicht die restlose Erfüllung, so doch die teilweise Verwirklichung aller Träume versprochen hattest, die von allen geträumt worden sind, die dem Ideal der Gerechtigkeit nachgejagt sind. Gerechtigkeit —! Eine schöne Gerechtigkeit. Man müßte doch etwas fühlen davon — hast du schon etwas gespürt? Ich nicht. Wie müßte denn das sein? Man müßte doch lachend und hocherhobenen Hauptes über die Straßen gehen können — wo siehst du das Lachen? Wo siehst du das hocherhobene Haupt? Nirgends. Im Gegenteil — jeder schaut zu, daß er schnell um die nächste Ecke verschwindet, wenn er den Leuten wie diesem Frauenzimmer begegnet, durchaus nicht, weil er ein schlechtes Gewissen hat, sondern, weil er sich ekelt, weil er sich schämt, daß ein solch raffiniertes System der Gemeinheit überhaupt möglich ist. Ich kenne mich da etwas aus, ich habe es in den ersten Jahren in Moskau gesehen und war froh, daß wir vor zehn Jahren nach hier kamen, daß hier etwas anderes entstehen sollte. Und was ist entstanden? Soweit haben wir es gebracht, daß sie uns jetzt sogar diese Frauenzimmer aus Moskau aufhalsen."

„Du darfst dir nichts merken lassen."

„Ich glaube, sie hat es schon gemerkt. Ich habe ihr von vornherein zu verstehen gegeben, daß wir keine Gemeinschaft mit ihr haben wollen. Axel freilich spricht mit ihr, ich kann es verstehen, daß er manchmal gar nicht anders kann, sie hält ihn ja immer direkt fest, wenn sie ihm im Flur oder sonst irgendwo begegnet. Und wie freundlich sie tun kann, richtig scheinheilig. Ich habe noch keine zehn Worte mit ihr gewechselt. Auf jeden Fall war mir die Arbeiterfamilie, die vorher in dem Zimmer wohnte, zehnmal lieber — die mußten natürlich sofort heraus, als sie auftauchte. Da kannst du lange in der Stadt suchen, von Leningrad und von Moskau will ich schon gar nicht sprechen, ob du das noch ein zweites Mal findest, daß so ein alleinstehendes Frauenzimmer sofort ein so großes Zimmer für sich allein angewiesen bekommt. Aber natürlich — das ist soziale Gerechtigkeit."

Ein schwaches Lächeln geht über Nataschas Züge. Aber sie schweigt. Sie spielt mit ihren Händen.

Natascha schaut Brita auf die Augen. Britas Augen sind schon schwarz umrändert.

„Fühlst du das Reißen schon?"

„Ein wenig."

„Es kann noch lange dauern."

„In diesen Tagen muß es kommen."

„Ich an deiner Stelle hätte mich wirklich ins Krankenhaus gelegt, da hättest du es doch viel schöner. Man erzählt sich Wunderdinge, wie fein das jetzt eingerichtet ist. Ich hätte wirklich Lust, einmal krank zu sein, natürlich nur so ein klein wenig." Natascha macht eine müde Handbewegung und fügt hinzu: „Aber mich nehmen sie ja dort doch nicht auf."

Brita schüttelt den Kopf. „Sei froh, daß du gesund bist. Und selbst wenn du krank würdest, sei froh, daß du dort nicht aufgenommen wirst."

„Das kann ich jetzt nicht verstehen —"

„Nicht verstehen? Weißt du denn nicht, was dort für Frauen liegen? Die gnädigen Frauen Genossinnen, die sich dort bereits häuslich eingerichtet haben — sie brauchen ja nichts zu bezahlen, bekommen Tagegelder obendrein, der Mann hat sein Gehalt, wenn die Frauen wieder auf einige Wochen heraus sind, machen sie es sich schön. Da feiern sie sozusagen Urlaub!"

„Das geht mich ja nichts an — aber die Betten dort sollen so wunderschön sein. Und man bekommt gutes Essen!" Natascha sagt das mit der ernstesten Stimme, sie hat vielleicht in ihrer Jugend einmal in diesem Tone von einer gutempfohlenen Sommerfrische gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch in der Dämmerung.

Erzählung von Liesbet Dill.

„Wenn Du einmal Zeit findest, mein Lieber", schrieb die Mutter, „so sieh einmal nach den Merlenbachs, sie sind in die Weinbergstraße gezogen, oben am Wald, Nummer zwei; Otto ist mein Patenkind und hat kürzlich geheiratet, die Frau ist noch fremd in der Stadt, sie ist vom Land, aus einem kleinen Nest in Hinterpommern, es wird ihr schwer werden, sich in der Stadt einzuleben, denn sie ist sehr schüchtern und hört auf einem Ohr nicht gut. Die Ehe soll nicht ganz glatt gehen, Otto ist viel unterwegs und läßt die junge Frau ziemlich viel allein. Tu mir den Gefallen, mein Lieber, es ist ein gutes Werk . . ."

So hatte sich Kuno denn an einem Sommerabend, nach einem schwülen Tag, in der Dämmerung aufgemacht zu dieser weitentlegenen Weinbergstraße, die ziemlich steil war und in der nur neue Villen in Gärten standen. Es war schon dunkel, als er endlich vor der Gartentür landete. Ein abgeblühter Fliederbusch hing über dem Eingangstor. Kuno drückte auf einen Kopf, und die Tür sprang auf, er ging durch den Garten ins Haus, dessen Tür nur angelehnt war, und stand in einem völlig dunklen Hausflur. Da niemand kam, räusperte er sich.

„Wer ist da?" rief eine Frauenstimme von oben.

„Ich", rief Kuno.

„Wer ist ich'?" fragte die Stimme vom Treppenabsatz.

Er sah einen blonden Pagenkopf sich über das Geländer beugen; eine junge, knabenhaft schlanke Frau stand vor ihm.

„Wie sind Sie denn hereingekommen?" fragte sie erstaunt.

„Durch die Haustür", sagte er.

„Stand sie denn offen?" — „Ja."

„Und die Gartentür?" — „Die sprang von selbst auf", sagte er.

„Komisch", sagte die Dame. „Was wünschen Sie?"

„Ich wollte Ihnen guten Tag sagen", sagte er laut, denn er hatte ja eine Schwerhörige vor sich. „Ich bin ein Verwandter —"

„Von mir nicht", sagte die Dame ungehalten und betrachtete ihn zweifelnd vom Kopf bis zu seinen Schuhen.

„Von Ihrem Mann", sagte er. „Ist er zu Hause?"

„Nein, er ist verreist."

Aha, dachte er, daher die Laune . . .

„Sie erlauben doch?" Er entledigte sich seines Mantels. „Im Wald war es feucht, es hat geregnet."

Er sah sich um. Es war ein sehr elegant eingerichteter Salon, mit vielen Sesseln und schönen Perserteppichen und einem Flügel. Sie ist musikalisch, dachte er, denn von Otto konnte das niemand behaupten.

Wahrscheinlich würde sie sich in ihren einsamen Stunden mit Klavierspiel trösten. „Sie sind aber sehr hübsch eingerichtet", begann er. „Sehr wohnlich, ungewöhnlich schöne Perser . . ."

„Wir haben die Villa möbliert gemietet", sagte die Dame kurz. Sie setzte sich auf eine Sofakante, schlug die Beine übereinander und zündete sich eine Zigarette an. Es war eine hübsche Frau, etwas geschminkt, die Augenbrauen abrasiert und in feinen, schwarzen Bogen nachgezogen. Die Wimpern hatten auch etwas abbekommen, sie hatte kurzgeschnittenes Haar und machte keinen schüchternen Eindruck.

„Haben Sie sich gut eingelebt?" begann er. „Das Klima ist etwas weich. Viele bekommen Kopfschmerzen davon."

„Ich nicht", sagte sie. „Warum soll ich Kopfschmerzen bekommen?"

„Weil die Stadt im Kessel liegt."

„Nun, deshalb sind wir ja hier heraufgezogen", sagte sie und sah ihn erstaunt an.

„Ist es Ihnen nicht abends zu einsam hier oben, wenn Sie zum Beispiel aus dem Kurhaus kommen?" fragte er laut.

„Ich besuche keine Kurkonzerte", sagte die Raucherin kurz.

„Sind Sie nicht musikalisch?" — „doch, gerade deshalb."

„Unser Kurorchester genügt Ihnen nicht?"

„Das Orchester schon, aber nicht, was es spielt."

Eine anspruchsvolle Dame, dafür, daß sie aus Hinterpommern ist, dacht er.

„Verreist Ihr Mann oft?" fragte er weiter, da das Gespräch wieder stockte.

„Weshalb interessiert Sie das? gab die Raucherin zurück und maß ihn mit einem Blick.

„Nun, ich meine, weil Sie dann allein sind in dieser Villa, das ist doch langweilig. Oder haben Sie Personal?"

„Nein. Weder fürchte ich mich, noch fühle ich mich einsam. Wir haben Rundfunk und Fernsprecher, und für gewisse, unvorhergesehene Fälle habe ich meine Pistole . . ."

„Ihre Pistole? Können Sie denn schießen? Die meisten Damen können doch nicht mit der Waffe umgehen."

„Ich bin eben eine Ausnahme", sagte sie trocken und nahm eine neue Zigarette in Angriff. Sie hatte schmale, gepflegte Hände, an denen ihn nur die siegellackroten Nägel störten.

Verreist Ihr Gatte auf länger?" setzte er die etwas schwierige Unterhaltung mit der neuen Verwandten fort.

„Warum wollen Sie das wissen?" Ihre Augen blitzten ihn an.

„Ich meine nur. Es interessiert mich, wie Sie sich hier zurechtfinden."

„Ich finde mich überall zurecht", sagte die Dame, „selbst in der Dschungel."

„Wie, bitte?" staunte er. „Was haben Sie denn dort gemacht?"

„Ich habe Tiger geschossen", sagte sie trocken.

Scheint eine gewaltige Aufschneiderin zu sein, die hält mich für einen Dummen, dachte er. „Wieviel „Tiger" haben Sie denn erlegt?" fragte er. „Und waren auch Elefanten dabei?"

„Nein, die habe ich den Männern überlassen", sagte sie ruhig und rauchte.

„Wo haben Sie Ihren Mann denn eigentlich kennengelernt?", fragte er.

„Im Flugzeug nach Budapest . . ."

„Hat Ihr Mann auch in Budapest zu tun?"

„Weshalb soll er nicht in Budapest zu tun haben?"

„Ich meine, wenn man aus Hinterpommern stammt —"

„Ich war in meinem Leben noch nicht in Hinterpommern, ich weiß gar nicht, wo das liegt", sagte die Raucherin.

„Dann war es ein Irrtum meiner Mama", gab er zu.

„Das scheint", sagte die Dame und rauchte. „Und nun, mein Herr, haben Sie mich wohl lange genug ausgefragt. Nun möchte ich Ihnen auch einmal etwas sagen." Sie griff nach dem kleinen schwarzen Kasten und schaute ihn drohend an.

„Bitte sehr, bitte sehr." Er rückte unruhig auf seinem Sessel.

„Wenn Sie die Absicht haben, mir Perserbrücken anzubieten, so haben Sie sich wohl davon überzeugt, daß wir keine Teppiche nötig haben. In einer Lebensversicherung sind wir auch, und was die Reisen meines Mannes anbetrifft, so kommt er immer am selben Abend zurück. Ich erwarte ihn jede Minute. Wenn Sie die Absicht hätten, diesen Besuch zu wiederholen, so möchte ich Ihnen sagen, daß in meinem Garten Fußangeln liegen und Selbstschüsse, die sehr gut funktionieren, wir haben vorige Woche noch einen Einbrecher damit zur Strecke gebracht. Der Gang durch meinen Garten ist nicht ungefährlich . . . Sie sind also gewarnt . . . Wir sind immer zu Hause, auch am Sonntag, und wenn wir verreisen, tun wir das Silber und meinen Schmuck ins Safe zur Bank . . ."

„Ich verstehe nicht", stammelte Kuno.

„Oh, wir verstehen uns ganz gut, mein Herr. Weshalb schreien Sie denn so mit mir? Ich höre sehr gut auf beiden Ohren."

„Aber, ich dachte . . . ich glaubte . . . ich meinte . . ."

„Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ich bin nämlich Kunstschützin und trete abends in der Walhalla auf oder in der Scala . . . Wenn Sie mich dort sehen wollen, haben Sie diese Woche dazu Gelegenheit. Hier ist meine Pistole . . . Sie schloß den schwarzen Kasten auf, entnahm ihm eine kleine, sehr blanke Pistole und richtete deren Lauf auf den an allen Gliedern schlotternden Kuno, der aufsprang und sich unwillkürlich den Hut vor seine Weste hielt.

„Ich schieße meinem Mann den Zylinder vom Kopf und teile einen Apfel von seinem Scheitel in zwei Teile. Ich würde Ihre schwarze Melone, die Sie sich vor die Weste halten, mittendurch treffen . . ."

„Ich danke, danke sehr", stammelte Kuno und machte einen Satz hinter das Sofa, während die blonde, schlanke Kunstschützin ihm folgte . . . „So, nun ist die Audienz wohl als beendet anzusehen. Darf ich Sie bitten, sich schleunigst zurückzuziehen — "

„Durch den Garten?" stammelte Kuno. „Um keinen Preis!"

„Halten Sie sich auf dem Kiesweg, dort liegen keine Selbstschüsse . . . Und nun rasch, ich muß mich umziehen, die Vorstellung beginnt um neun!"

Wie er aus diesem Haus gekommen war, wußte Kuno nicht mehr genau. Die Kunstschützin stand auf der Schwelle und hatte den Lauf ihrer Pistole auf den Fliehenden gerichtet, der, mit großen Sätzen durch den Garten hastend, das Tor erreichte und es hinter sich zuwarf, daß es zitterte . . .

Er mußte stehenbleiben, um Luft zu schöpfen. Das Licht der Laternen, die in dieser entlegenen Straße nur sehr sparsam angebracht waren, fiel gerade auf den Garteneingang und die Nummer zweiundzwanzig und einen fremdklingenden Namen, den er nicht entziffern konnte, der aber bestimmt nicht Merlenbach lautete . . .

Er stand da wie betäubt und wischte sich die Stirn. Er hatte in einem falschen Hause Besuch gemacht.

Die richtigen Merlenbachs aufzusuchen, die diesem Hause schräg gegenüber in Nummer zwei wohnten, dazu hatte er nicht mehr den Mut. Er setzte seinen steifen Hut auf und lief, so rasch er konnte, die steile Straße herunter.

Er glaubte immer noch das Knacken des Pistolenhahns zu hören und den Lauf der Pistole auf sich gerichtet zu sehen und die drohenden, hellen Augen der blonden Pistolenschützin, die nicht aus Hinterpommern war . . .

„In meinem Leben", schwor er sich, „besuche ich in der Dämmerung keine fremden Leute mehr!"

Das Christusmonogramm in der Meistergeige.

Vor 250 Jahren wurde Guiseppe Antonio Guarneri geboren.

Nicht nur die Geschichte liebt eigenartige Zusammenballungen, auch in der Kunst gibt es hin und wieder ein merkwürdiges Zusammentreffen von Menschen und Dingen. So ist das kleine italienische Cremona für die knappe Zeit von anderthalb Jahrhunderten die Vaterstadt der italienischen Meistergeigenbauer und der Ursprungsort der herrlichen Meistergeigen überhaupt geworden.

Drei Geigenbauer-Familien haben sich weltberühmte Namen errungen: Amati, Stradivari und Guarneri, und von diesen sind es wiederum drei Träger dieser Namen, deren Geigen heutzutage buchstäblich mit Gold aufgewogen werden: Nicola Amati, Antonio Stradivari und Guiseppe Antoni Guarneri. Amati und Stradivari stehen noch in dem engeren Zusammenhang von Lehrer und Schüler. Ein weiterer Schüler Amatis war Andrea Guarneri, dessen Neffe Guiseppe Antonio ist. Diese drei Großen unter den Geigenbauern Cremonas bilden also eine geistige und handwerksmeisterliche Familie, in der sich die Masse ihrer Geigen, vor allem aber auch die Geheimnisse des Wohlklangs der Meisterinstrumente vererbten. Ein eigenartiges Zusammentreffen hat es schließlich in diesem Jahr gefügt, daß 1937 ein Gedenkjahr für Stradivari und für Guarneri geworden ist. Vor 200 Jahren, am 18. Dezember 1737, ist Antonio Stradivari gestorben, vor 250 Jahren, am 16. Oktober 1687, wurde Guiseppe Guarneri geboren. Die Stadt Cremona hat dieses seltene Jubiläum bereits im Sommer mit einem Welttreffen der Stradivari-Geigen gefeiert. Bei dieser Gelegenheit hat man natürlich auch berühmte Amati- und Guarneri-Geigen zum Ertönen gebracht. Dabei hat sich herausgestellt, daß die Geigen Guarneris aus der Mitte seiner Schaffensperiode neben den besten Geigen Stradivaris bestehen können. Guarneri ist übrigens fünf Jahre nach Stradivari in Cremona gestorben.

Wenn wir jetzt des 250. Geburtstages Guarneris gedenken, sei daran erinnert, daß seine Geigen durch eine besondere Eigentümlichkeit ausgestattet sind. Sie tragen nämlich auf dem im Innern der Geige befindlichen Werkzettel außer dem Namen des Meisters und der Angabe des Ortes und des Jahres das Christus-Monogramm IHS. Dieser Brauch hat dem Meister den Beinamen Guarneri del Gesu eingetragen. Warum Guarneri zu dieser eigenartigen Bezeichnung gegriffen hat, ist vielleicht nicht nur aus seiner Gläubigkeit zu erklären. Es ist ein Geheimnis geblieben gleich jenem der Cremonenser Meistergeigen überhaupt.

Ist es nicht merkwürdig, daß es selbst der großen Zauberin Chemie bisher nicht möglich gewesen ist, die Fabrikationsgeheimnisse der italienischen Meistergeigenbauer zu enthüllen? Sie hat den Lack untersucht und nichts gefunden. Man hat die Hölzer, die zu den Violinen verwendet wurden, analysiert. Die Vermutung, daß das Holz der Balsamfichte den herrlichen Klang dieser Geigen fördert, hat sich ebenfalls als ein Irrtum herausgestellt. Dagegen hat sich ergeben, daß das Holz dieser alten Geigen weniger Benzol-Alkohol-Extrakt enthält als neues Geigenholz. Weiter hat sich gezeigt, daß die Hölzer der alten Geigen einen bedeutend größeren Aschengehalt besitzen als das Geigenholz unserer Zeit. Vielleicht haben die alten Geigenbauer ihre Hölzer jahrelang gebeizt und vor Übertrocknung durch eine bestimmte Lackzusammensetzung geschützt. Die weitere Annahme, daß zur Beize Seewasser verwendet wurde, hat sich nicht halten lassen.

Wir stehen also immer noch vor einem unentdeckten Geheimnis. Und wir bedauern es nicht einmal in dieser Welt der entschleierten Geheimnisse und analysierten Klangformen!



Bunte Chronik



Die Schriftsteller als Streckenläufer.

Man sagt immer, das Handwerk des Schriftstellers sei eins, das zum Stillsitzen verurteilt. Es wird Autoren geben, die diese sozusagen körperlich materialistische Einstellung zu ihrem Beruf entrüstet ablehnen und die darauf hinweisen, daß der Geist dafür um so weniger stillsitze, sondern über die ganze Erde und vielleicht durch das Weltall wandere. Aber man könnte noch etwas anderes entgegenhalten. Sofern der Schriftsteller sich nicht der Schreibmaschine bedient, sondern seine mehr oder weniger unsterblichen Geisteserzeugnisse mit der Feder zu Papier bringt, durchläuft seine Feder bei einigermaßen fleißiger Arbeit, wie ein französischer Kollege ausgerechnet hat, 2½ Kilometer pro Tag. Wer überflüssige Zeit hat, könnte nun ja einmal ausrechnen, wieviel Mal besonders fruchtbare Schriftsteller mit ihrer Feder im Laufe ihres Lebens etwa den Erdball umrundet haben.



Lustige Ecke



Berechtigter Vorwurf.



„Papa, du könntest mich doch wenigstens vorher örtlich betäuben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.